

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 89.

Berlin, Donnerstag den 25. Juli

1844.

### Nord-Amerika.

#### Nord-Amerikanische Sagen.

##### Der rothe Schwan.\*)

Drei Brüder hatten in früher Jugend ihre Aeltern durch den Tod verloren; selbst der älteste von ihnen war noch nicht einmal im Stande, vollkommen für den Unterhalt seiner jüngeren Brüder zu sorgen, obgleich er Alles that, was in seinen schwachen Kräften stand, damit diese keinen Mangel litten. Daß sie aber dennoch nicht verhungerten, schien mehr durch übernatürlichen Beistand, als durch seine Hülfe und die Nahrungsmittel, die ihnen ihr Vater hinterlassen, verhindert zu werden. Ihr Vater aber war ein Einsiedler (Pai-gwud-aw-diz-zid) gewesen, hatte seine Hütte fern von den Dörfern seines Stammes aufgebaut, und seine Kinder waren daher, als er und sein Weib gestorben, ohne Verwandte, ohne Freunde zurückgelassen: ja, jene wußten nicht einmal, ob es noch andere Menschen außer ihnen gäbe, wußten nicht, wer ihre Aeltern gewesen, denn als diese gestorben, war der Älteste noch zu jung, um sich jetzt ihrer erinnern zu können. Ungeachtet sie nun so einsam und verlassen lebten, so verzweifelten sie doch nicht, sondern gebrauchten ihre schwachen Kräfte, so weit es gehen wollte, und lernten so nach und nach jagen und Thiere tödten. Der älteste Bruder wurde bald ein gewandter Jäger, und nimmer war von da an Mangel an Nahrungsmitteln in ihrer Hütte. Vorzüglich aber zeichnete er sich durch seine Gewandtheit im Erlegen des Büffels, des Elenn und des Hirsches aus, in welcher Kunst er seine Brüder gar treulich unterrichtete, sobald diese ihm nur auf die Jagd folgen konnten. Nachdem diese nun selbst jagen und für ihren Unterhalt sorgen konnten, faßte der Älteste den Entschluß, sie zu verlassen und andere Wohnungen aufzusuchen, versprach ihnen aber zugleich, sobald es möglich, zurückzukehren und ihnen Weiber mitzubringen. Seine Brüder waren jedoch damit nicht einverstanden, und sagten, sie könnten sich nicht von ihm trennen. Manjeekewis, der zweite der Brüder, lehnte sich laut gegen diesen Vorschlag auf und sagte: „Was wilst du denn eigentlich mit denen, die du zu holen beabsichtigst, machen? — wir haben so lange ohne sie gelebt, daher können wir es auch fernerhin.“ Seine Worte wurden gehört, und die drei Brüder blieben wieder einige Zeit bei einander.

Eines Tages kamen sie unter einander überein, daß jeder von ihnen ein Männchen von der Art Thiere erlegen sollte, in deren Jagd er die meiste Geschicklichkeit besäße, um sich aus der Haut des erlegten Thieres Köcher zu machen. Was sie beschloffen, führten sie auch aus, und verfertigten sich dann eine Menge Pfeile, um ihre Köcher damit zu füllen und so für jeden Vorfall vorbereitet zu seyn. Bald darauf gingen sie auf die Jagd, um zu versuchen, wer am ersten mit einem erlegten Wild nach Hause kommen würde und dieses dann noch so zubereiten könnte, als ob er die Anderen bewirtheten wollte; Keiner aber sollte ein anderes Wild erlegen, als ein solches, das er gewöhnlich zu jagen pflegte. — Sie gingen nun auf verschiedenen Wegen fort. — Noch war Ojibwa, der Jüngste, nicht tief in den Wald gedrungen, als er auch schon auf einen Bär stieß, ein Thier, das er jedoch nach ihrer gegenseitigen Uebereinkunft nicht erlegen durfte. Dessenungeachtet verfolgte er ihn, schoß einen Pfeil ab und tödtete damit den Bär. Wider ihre Wette, begann er augenblicklich, der Beute das Fell abzuziehen, als plötzlich etwas in seiner Nähe die ganze Luft röthete. Er riß sich die Augen, denn er glaubte, er täusche sich; doch alles Reiben änderte die Sache nicht, die rothe Färbung blieb dieselbe. Endlich vernahm er aus der Ferne ein fremdartiges Geräusch. Anfänglich hielt er dies für den Ton einer menschlichen Stimme, doch nachdem er dem Geräusch eine Strecke gefolgt war, erreichte er die Ufer eines großen See's und entdeckte den Gegenstand bald genug, den er suchte. Etwas vom Ufer ab, saß auf dem Wasser des See's ein wundervoll schöner, rother Schwan, dessen Gefieder vielfach in den Strahlen der Sonne wieder glänzte und der dann und wann jenes Geräusch hervorbrachte, das er vorher gehört.

Da sich der Schwan dem Anschein nach noch nicht außer dem Bereich

des Pfeils befand, so zog er die Bogensehne mit Kraft und Ueberlegung an, — fort flog der Pfeil, aber ohne Wirkung fiel er vor dem Schwan nieder. Pfeil folgte nun auf Pfeil, bis endlich der Köcher leer war. Ruhig blieb der Schwan auf seiner früheren Stelle, schwamm im Kreise herum, streckte den langen, schlanken Hals aus oder tauchte den Schnabel in das Wasser, als habe er die Pfeile, die nach ihm geschossen, gar nicht bemerkt. Ojibwa eilte nach Hause, raffte alle Pfeile, die ihm gehörten, zusammen, vergaß auch die seiner Brüder nicht, sprang zum See zurück, verschob aber auch diese gleich vergeblich. Dann stand er still und schaute traurig nach dem schönen Vogel. Da erinnerte er sich plötzlich, daß seine Brüder gesagt, in dem Medizinbeutel ihres verstorbenen Vaters befänden sich auch drei magische Pfeile. Fort eilte er: denn die Begierde, den Schwan zu tödten, hatte alle Einwürfe gegen die beschlossene Handlung beschwichtigt. Zu jeder andern Zeit würde er es für einen Frevel gehalten haben, nur den Medizinbeutel seines Vaters zu öffnen: jetzt aber ergriff er mit Hast selbst die drei Pfeile, warf alle übrige Gegenstände desselben in die Hütte und eilte athemlos nach dem See zurück. Noch schwamm der Schwan auf diesem herum. Er nahm seine Stellung, schoß den ersten Pfeil mit großer Genauigkeit ab, ohne den Vogel aber zu treffen. Der zweite Pfeil kam jedoch dem Vogel viel näher; als er nun den letzten Pfeil auflegte, fühlte er seinen Arm kräftiger und sicherer, und indem er die Sehne mit großer Festigkeit anzog, sah er, wie der Pfeil den Hals des Schwans unmittelbar über der Brust durchbohrte. Doch der Vogel breitete jetzt langsam seine Flügel aus, schlug diese mehrmal auf und nieder, erhob sich dann vom Wasser in die Luft und zog gegen die sinkende Sonne. Getäuscht in seinen Hoffnungen, stand Ojibwa einige Augenblicke traurig da, denn er fühlte wohl, daß seine Brüder gerechte Ursache hätten, mit ihm zu rechten. Plötzlich sprang er in das Wasser, sicherte zuerst die beiden zurückgelassenen magischen Pfeile, denn den dritten trug der Schwan mit sich davon, und eilte diesem dann nach, da er hoffte, daß dieser nicht weit mehr würde fliegen können, — den Pfeil mußte er wiederhaben.

Fort flog er: seine Schnelligkeit im Laufen war bekannt, denn er konnte einen Pfeil abstecken und ihm dann so schnell nachlaufen, daß dieser noch weit hinter ihm zur Erde fiel. Ich kann schnell laufen, dachte er in seinem Herzen, und muß den Schwan früher oder später auffinden. So eilte er über Berge und über Prairien, immer gegen Westen, bis fast zur Nacht, ruhte nicht, sondern wollte sich erst später einen Platz zur Ruhe während der Nacht aussuchen. Plötzlich hörte er in einiger Entfernung ein verworrenes Geräusch, das von Menschen zu kommen schien, da es ganz klang, als fällten Einige Bäume, wobei die Stämme der Art durch den Wald tönten. Als er aus dem Wald heraustrat, stieg eben die Sonne ihrem Ruheplatz zu, und gern hätte auch er jetzt einen Ruheplatz gefunden, wo er schlafen und etwas zu essen finden konnte, denn ohne einen Bissen hatte er die Heimath verlassen. Alle diese Wünsche konnten aber den Eifer in der Erreichung seines Zweckes nicht dämpfen, da er wohl fühlte, daß er diesen nur dann erreichen würde, wenn er standhaft dabei verharrte.

Unerwartet bemerkte er plötzlich in einiger Entfernung auf einer Anhöhe eine große Stadt. Er richtete seine Schritte dahin und hörte bald den Wächter, Mudjee-Kokotoko, der noch etwas höher stand, um sogleich Nachricht zu geben, wenn sich ein Freund oder Feind näherte, ausrufen: „Es kommt ein Fremder!“ Ein lauter Schrei verkündete, daß sie es alle vernommen. Der junge Mann kam zur Stadt und wurde von dem Wächter in die Hütte des Häuptlings gewiesen. „Hier mußt du hineingehen“, sagte Jener und verließ ihn. „Komm herein, komm herein“, rief ihm der Häuptling zu, „setze dich dorthin“, und wies dabei auf die Stelle, wo seine Tochter saß, „das ist der Ort, wo du dich niederlegen mußt.“ Bald gaben sie ihm etwas zu essen, fragten ihn aber nur wenig, denn er war ein Fremder. Nur wenn er sprach, antworteten ihm die Anderen. Nachdem es dunkel geworden, sagte der Häuptling: „Tochter, nimm die Moccasins unseres Schwiegersohns, sieh, ob sie zerrissen, und ist dies der Fall, dann bessere sie aus und bring dein Bündel herein.“ Dem jungen Mann kam es ganz bestrebend vor, daß er so freundlich aufgenommen wurde, und er nahm, ohne daß er es gewollt, die Tochter zur Frau, obgleich das junge Mädchen schön war. Sie nahm aber seine Moccasins, die er abgelegt hatte, nicht sogleich auf, und es mißfiel ihm, daß sie so lange zögerte. Als sie diese endlich aufhob, nahm er sie aus ihrer Hand und hing sie selbst auf. Dann legte er sich nieder, dachte an den Schwan und entschloß sich, mit Tagesanbruch wieder aufzubrechen. Mit dem frühesten Morgen erwachte er, redete die junge Frau an, erhielt aber keine Antwort. Da berührte er sie leise:

\*) Aus dem von Schoolcraft unter dem Titel *Algis Researches* herausgegebenen Märchenranze der Indianer Nord-Amerika's, von welchem wir bereits früher Proben mitgetheilt. Gegenwärtig erscheint hier in der Gropius'schen Buchhandlung (C. Neimanns) ein mit Abbildungen geschmückter, ausgedehnter „Märchenaal aller Völker“, herausgegeben von Dr. S. Kleffe. Wir haben dem Herrn Herausgeber gern gedankt, auch dasjenige dabei zu danken, was für seinen Zweck in früheren Jahrgängen unseres Magazins enthalten ist.

„Was fehlt dir?“ frug sie und wandte ihm den Rücken zu. — „Sagt mir“, redete er sie nun an, „wann ist der Schwan hier vorübergeflogen, ich verfolge ihn; komm daher mit heraus und zeige mir die Richtung, in welcher er fortzog.“ — „Glaubst du etwa, ihn fangen zu können?“ erwiderte sie. — „Ja“, antwortete er. — „Naubesah (Thorheit)“, entgegnete sie wieder; doch trat sie mit vor die Hütte und zeigte ihm die Richtung, die er einschlagen müsse. So lange die Sonne noch nicht aufgegangen war, ging der junge Mann auch nur langsam, als dies aber geschah, eilte er mit seiner früheren Schnelligkeit vorwärts. So lief er den ganzen Tag, und als die Nacht hereinbrechen wollte, war er nicht wenig erfreut, sich abermals in der Nähe einer anderen Stadt zu befinden, wo er wieder den Wächter verlor hörte: „Es kommt ein Fremder!“ Schnell hatten sich die Männer des Ortes versammelt, um den Fremden zu sehen. Auch hier hieß man ihn in die Hütte des Häuptlings treten, wo er ganz auf dieselbe Weise empfangen wurde, wie in der vorhergehenden Nacht; nur daß die junge Frau noch schöner war und ihn viel freundlicher behandelte. Obwohl sie ihn dringend bat, etwas zu verweilen, so konnten seine Gedanken doch nicht von dem Ziele seiner Reise abgezogen werden. Ehe der Morgen anbrach, frug er die junge Frau, wann der rothe Schwan vorübergezogen, und bat sie zugleich, ihm den Weg zu zeigen. Sie that dies und sagte: „Gestern, als die Sonne zwischen Mittag und pungishemoo — ihrem Ruheplatz stand.“ So lange die Sonne noch nicht aufgegangen, setzte er seinen Weg wieder langsam fort, als sich diese aber erhob, stellte er seine Schnelligkeit erst auf die Probe, schoß einen Pfeil ab und eilte ihm nach. Der Pfeil fiel immer noch hinter ihm zur Erde. So lief er den ganzen Tag, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Als die Nacht hereinbrach, bemerkte er die Hütte eines alten Mannes, und als es dunkel geworden, sah er einen hellen Schein, der aus jener kleinen, niederen Hütte hervorbrach. Er ging diesem vorsichtig entgegen und lugte durch die Thür, wo er einen alten Mann in der Hütte wahrnahm, der seinen Rücken an dem Feuer wärmte und sein Haupt auf die Brust gebeugt hatte. Er glaubte daher, der alte Mann wüßte es nicht, daß er in der Nähe der Thür stände, aber er täuschte sich; denn sobald er in die Thür schaute, rief ihm Jener zu: „Tritt herein, Nosis (mein Enkel); nimm deinen Sitz mir gegenüber; trockne deine Sachen, denn du mußt ermüdet seyn, ich will dir daher etwas zu essen bereiten.“ Ojibwa that, wie ihm geheißen. Darauf sagte der alte Mann, den er bald für einen Zauberer erkannte: „Mein Kessel mit Wasser steht am Feuer“, und augenblicklich erschien auf sein Geheiß ein kleiner eburner Kessel am Feuer. Dann nahm der alte Mann ein einziges Korn Mais, eben so eine einzige Heidelbeere, und warf sie beide in den Kessel. Da der junge Mann sehr hungrig war, so dachte er bei sich: die Ausichten auf das Abendessen sind sehr kümmerlich. Aber weder ein Wort noch ein Blick verriethen seine Gedanken. Bald kochte es in dem Kessel, und der alte Mann befahl ihm, diesen etwas vom Feuer zu rücken. „Nosis“, sagte er, „nimm dir selbst“, und damit reichte er diesem einen Kellner und einen Löffel aus demselben Metall wie der Kessel. Der junge Mann nahm Alles, was in dem Kessel war, und fühlte sich tief beschämt, als er bedachte, was er gethan; doch ehe er sprechen konnte, sagte der alte Mann: „Nosis, is, is“; und bald darauf sagte er abermals: „Nimm dir selbst aus dem Gefäße.“ Ojibwa war aber nicht wenig erschaut, als er den Kessel wieder gefüllt sah; er nahm nochmals den ganzen Inhalt heraus, und schnell war der Kessel wieder gefüllt, bis er endlich seinen Hunger vollkommen gestillt, worauf der Zauberer zum Kessel sprach und dieser seine gewöhnliche Stelle in der Hütte einnahm. Der junge Mann lehnte sich nun gemächlich zurück und lauschte den Worten seines Wirthes, der ihn ermahnte, zu beharren, da er so sein Ziel erreichen würde. „Dir mehr mitzutheilen“, fuhr er fort, „ist mir nicht erlaubt: fahre so fort, wie du begonnen, und du wirst dich nicht täuschen. Morgen wirst du abermals die Hütte eines alten Mannes erreichen, aber der, den du nach diesem sehen wirst, wird dir Alles sagen, was du zu thun, um zum Ziel deiner Reise zu gelangen. Ist schon ist der rothe Schwan hier vorübergeflogen, aber die, welche ihm folgten, sind nicht wieder zurückgekehrt: sey fest in deinem Entschlusse, sey auf Alles vorbereitet.“ — „Das will ich“, antwortete Ojibwa, und Beide legten sich nieder, um zu schlafen. Früh am Morgen stand schon der Kessel des alten Mannes bereit, damit sein Gast sich noch stärken könnte, bevor er aufbräche. Ehe dieser den alten Mann verließ, gab Letzterer ihm noch seinen Rath mit auf den Weg.

Zufriedener, als er es, seitdem er die Heimath verlassen, gethan, trat Ojibwa heute seine Reise an. Die folgende Nacht fand ihn wieder in der Gesellschaft eines alten Mannes, der ihn freundlich empfing und ihm auch seinen Weg für den Morgen zeigte. Da er hoffte, daß er nun den Mann treffen würde, der ihm sagen sollte, was er thun müsse, um den rothen Schwan in seine Gewalt zu bekommen, so verfolgte er heute mit einem immer leichteren Herzen seinen Weg. Bei Einbruch der Nacht erreichte er die Hütte des dritten alten Mannes. Ehe er aber noch an der Thür angekommen, hörte er diesen schon rufen: „Nosis, tritt herein.“ Er trat daher unmittelbar hinein und fühlte sich ganz wie in der Heimath. Der alte Mann bereitete ihm sein Abendessen vollkommen auf dieselbe Art wie die früheren, wie auch dessen Kessel ganz von demselben Metall und von derselben Größe war.

Als Ojibwa gegessen, redete ihn jener an: „Junger Mann, das, was du zu vollbringen gedenkst, ist schwierig. Eine Menge junger Männer sind in derselben Absicht an mir vorübergeest; keiner aber ist jemals zurückgekehrt. Sey auf deiner Hut, und wenn deine Schutzgeister mächtig sind, dann kann dir es doch vielleicht gelingen. Der rothe Schwan, den du verfolgst, ist die Tochter eines Zauberers, der von jedem Dinge vollauf hat, seine Tochter aber höher

als Wampum \*) schätzt. Einst trug er eine Mütze von Wampum, die seinem Skalp angewachsen war, aber es kamen mächtige Indianer, Krieger eines entfernten wohnenden Häuptlings, und sagten ihm, daß die Tochter ihres Häuptlings am Rande des Grabes stände; sie verlange daher nach seinem Skalp von Wampum, um zu genesen. „Wenn ich diesen nur sehen kann, so wird dies mich schon heilen“, sind die Worte, die sie fortwährend spricht, und wir sind daher gekommen, um ihn von dir zu erbitten.“ Nachdem sie den Zauberer lange Zeit gedrängt, gab er endlich nach, sich von ihm zu trennen, da er wirklich glaubte, daß jene ihn nur in der angegebenen Absicht von ihm forderten; — als er ihn jedoch abnahm, blieb sein Haupt kahl und blutig zurück. Viele Jahre sind seitdem veronnen, das Haupt aber ist noch nicht geheilt. Die Krieger waren aber nur in betrügerischer Absicht zu ihm gekommen und treiben jetzt Hohn und Spott mit dem Skalp, den sie tanzend von Dorf zu Dorf tragen, und bei jeder Verhöhnung, die dem Skalp widerfährt, muß der alte Mann vor Schmerzen tief aufstöhnen. Die Indianer sind aber viel zu mächtig für den Zauberer, und zahllose junge Männer haben sich bereits geopfert, um ihm den Skalp wieder zu verschaffen; — doch alle ohne Erfolg. Wie dich, hat der rothe Schwan schon Manchen verlockt, den Entschlusse zu fassen, den Skalp wieder zu gewinnen. Wenn es aber gelingt, der wird den rothen Schwan als Preis erhalten. Am Morgen wirst du deinen Weg fortsetzen und gegen Abend zur Hütte eines Zauberers kommen; ehe du dich dieser ganz genähert, wirst du bereits sein tiefes Stöhnen hören. Dieser wird dich nun augenblicklich hereinrufen: außer ihm wirst du Niemand sehen. Dann wird er dich nach deinen Träumen fragen und über die Macht deiner Schutzgeister. Er wird dich bitten, zu versuchen, ihm seinen Skalp wieder zu verschaffen; wird dir die Richtung angeben, die du einzuschlagen, und wenn du, wie ich sicher glaube, dich dazu bereit finden lässest, dann, mein Sohn, schreite mutzig vorwärts; beharre auf dem Vorsatze deines Herzens, und ich hoffe, du wirst siegen.“ — „Ich will es wagen“, sagte der junge Mann. Nachdem er am Morgen aus dem magischen Kessel gegessen, setzte er seine Reise fort. Wie ihm vorhergesagt, — am Abend erreichte er jene Hütte und vernahm das Stöhnen des Zauberers. „Komm herein“, rief dieser, schon ehe noch der junge Mann die Thür erreicht. Als er in die Hütte trat, sah er das blutige Haupt und hörte das schmerzliche Stöhnen. „Setz dich nieder, setz dich nieder“, redete ihn der alte Mann an, „ich will dir unterdeß etwas zu essen bereiten.“ Er that dies ebenfalls ganz auf dieselbe Weise wie die früheren. „Du siehest, wie arm und verachtet ich bin“, fuhr er fort, „ich muß alle meine Bedürfnisse selbst zubereiten.“ Er sagte dies aber nur, um es zu verheimlichen, daß der rothe Schwan hier war. Ojibwa aber bemerkte bald, daß die Hütte in zwei Theile getheilt war, und hörte auch dann und wann ein raschelndes Geräusch in jenem Theile, welches ihn fest überzeugte, daß sich Jemand dort befinden müsse. Nachdem er seine Lederstrümpfe und Moccasins abgelegt und gegessen, erzählte ihm der alte Mann, wie er seinen Skalp verloren; erzählte ihm von dem Spott und Hohn, den jener erdulden müsse, von den Schmerzen, die er deswegen auszusuchen, von seinem brennenden Verlangen, jenen wieder zu besitzen, von allen erfolglosen Versuchen, die er bereits gemacht, und von der Zahl und Macht, die diejenigen besäßen, welche jetzt den Skalp in Besitz hätten. Dann zeigte er ihm den Weg, auf dem er am besten und wahrscheinlichsten wieder zu erlangen sey, schaltete durch Erzählung der Gefahren, die dabei zu überstehen, den Stolz und das Ehrgefühl des jungen Mannes auf, und erwähnte endlich auch solche Gegenstände, die einen Indianer reich und glücklich machen müßten. Dann und wann unterbrachen tiefes Stöhnen und Seufzen seine Rede, wo er dann ausrief: „O, wie verächtlich behandeln sie ihn!“ Ojibwa hörte mit feierlicher Aufmerksamkeit seinen Worten zu. Endlich frug ihn der Alte nach seinen Träumen; nach den Träumen (oder was er sah, als er schlief) aus jener Zeit, als er gefastet und sein Gesicht schwarz gefärbt, um sich Schutzgeister zu gewinnen.

## Frankreich.

### George Sand, eine Charakteristik.

(Schluß.)

Vom häuslichen Mißverhältnis ausgehend, war George Sand zum vollendeten Begriff der Liebe, zum Begriff der Religion gelangt. Ein noch tieferer Schmerz mußte ihre gefühlvolle Seele treffen bei dem Anblick der bürgerlichen Mißverhältnisse. Gott ist gut und gerecht, er kennt keine Ausgewählten im Sinne unserer sozialen Aristokratie. Der französische Handwerkerbursch (Le Compagnon du Tour de France) sollte den Arbeiter gegen den Besitzer verteidigen, sollte die Frage aufstellen: ob es denn Recht sey, daß überall der Proletariat dem Bürger geopfert werde; ob der übermäßige Reichtum auf der einen, die übermäßige Armut auf der anderen Seite eine dauernde bürgerliche Ordnung gewähren könne; ob die Reichen bei einem solchen Schauspiel Freuden ohne Gewissensbisse genießen können; ob man glauben muß, daß Gott die Sklaverei auf Erden nicht will, oder ob man ihn verwünschen soll, weil er einen Theil seiner Geschöpfe zum Dürden, den anderen zum eben so beklagenswerthen Loose bestimmt hat, jenen diese schimpfliche Herabwürdigung aufzulegen. Zu Rom konnte der Herr seinen Sklaven tödten: er war unschuldig vor dem Gesetz,

\*) Der Wampum ist ein hieroglyphischer Schmuck der Indianer, der früher aus der bekannten Species einer Seemuschel bestand, an deren Stelle nach dem Einbringen der Europäer hunte Porzellanstückchen traten, die auf eine höchst künstliche Weise in ihrer Gestalt geschnitten werden und so die Stammtotems bilden. Es ist das Werthvollste, was ein Indianer besitzen kann, daher dient er auch als Unterscheid u. s. w.

aber nicht vor der öffentlichen Meinung. In unseren Tagen kann der Herr den Arbeiter vor der verschlossenen Thür seiner Fabrik vor Hunger sterben lassen, ohne daß sein Glückszustand oder sein Ruf darunter leidet. Welche Zeit scheint euch die bessere?

George Sand dachte nicht, wie der gefühllose Egoist hinter seinem vollen Kasten: Ergeben wir uns drein! Die Resignation ist erst dann eine Tugend, wenn alle übrigen erschöpft sind. Im Namen der ewigen Gleichheit des Menschengeschlechts verlangt sie die Lösung jener Fragen, die uns seitdem noch näher gerückt worden sind. — In diesem schönen Romane herrscht aber weder Jörn noch Verwünschung. Das Bewußtseyn der guten Sache hat der Verfasserin einen ruhigen und heiteren Glauben gegeben, vor welchem jede Aufregung der Seele verschwunden ist. Statt die Unterdrücker zu schelten, hat sie weiser gehandelt und aus der verachteten Klasse der Proletarier selbst die Helden ihres Romanes genommen; sie hat gezeigt, daß diese Menschen so gut wie wir Ehrenhaftigkeit, Einsicht, Stillschkeit, Poesie, Einbildungskraft besitzen, und noch etwas mehr, nämlich Thatkraft, Glauben, Hingebung. Die Helden des Romanes sind nicht erlogen, wie diejenigen Leute sich einbilden, welche sich fürchten, das Volk kennen zu lernen und es größer zu finden, als sie wünschen; es sind zwar nicht unmittelbare Abdrücke des wirklichen Lebens, aber poetische Bilder von Seelen aus dem Volke.

Also auch dieser Roman ist ein notwendiges Moment in der Entwicklung George Sand's. Die Stoffe wechseln, die Bestrebungen sind dieselben. In einer Zeit, in welcher so viele Fragen zugleich ihre Lösung erwarten, muß auch die Begeisterung des Dichters mannigfaltig seyn; Mannigfaltigkeit ist aber nicht Widerspruch.

Gleichheit der Einzelnen in der Familie, Gleichheit der Menschen in der Menschheit, klarer und wahrer Begriff der Gotttheit, all dies hängt an einander und ist bei George Sand mit Bewußtseyn vereinigt. Alle frühere Bestrebungen sind zu einem Ganzen zusammengefaßt in dem großen Romane, der in die beiden Abtheilungen *Consuelo* und die *Gräfin von Rudolstadt* zerfällt. Von reinen Religionsgefühlen beseelt, in einer Gesellschaft, die auf einer höheren Stufe der Gerechtigkeit und Billigkeit steht, erscheint Sand's erstes Ideal, die Liebe; wieder, in *Albert und Consuelo*, aber rein, erhaben, wie wir sie oben wünschten und wie sie sich im Verlauf entwickelte. Das Werk ist umfangreich, aber ein großes Gemälde erfordert einen großen Rahmen. Die Erfahrung und der Erwerb von zehn Jahren sind hier durch eine einzige Kraftanstrengung vereinigt. Auch hier: das ideale Band der Gatten durch die Liebe. Die Verfasserin verzweifelt an der Möglichkeit, diesen Gedanken in der Gegenwart verwirklicht zu sehen, sie appelliert an die Zukunft. In der geheimen Welt, wo *Albert und Consuelo* ihr wahres Leben leben, wird ihre Ehe erst geschlossen werden, wenn sie durch die Liebe als möglich und unauflöslich wird bewiesen seyn. Hier kommen alle Fragen über die Unauflöslichkeit der ehelichen Verbindung zu Tage. George Sand's Meinung, gerade herausgesagt, ist: daß man, ehe man die Verbindung für ewig erklärt, Gatten haben muß, welche einer so erhabenen Einrichtung würdig sind. Welche Wahrheit liegt in *Banda's* beredten Worten, wenn sie zeigt, wie auf der einen Seite das Gesetz den Gatten Treue gebietet und auf der anderen unsere Sitten ganz dazu gemacht sind, sie zu vergiften. Man gebe aber ja Acht, es handelt sich durchaus nicht darum, morgen die Ehe abzuschaffen und mit *Alfred de Muffet* zu sagen:

*J'abolis la famille et romps le mariage,  
Voilà! Quant aux enfants, en feront qui pourront.  
Ceux qui voudront trouver leurs pères, chercheront.* \*)

Und doch verstehen es viele Leute so. Es handelt sich ja aber nicht um Gesetzgebung, nicht um Regelung des praktischen Lebens, sondern um die Wahrheit in ihrer absoluten Reinheit; und es ist doch wohl kein Verbrechen, mit Plato zu denken, daß die Sitten die Gesetze machen, und nicht umgekehrt. Es giebt etwas Besseres, als die Ehescheidung zu verbieten, nämlich Gatten zu haben, die sie niemals wünschen können. Das Verbot der Ehescheidung verlangt eine Unmöglichkeit, einen Traum, verlangt das Ideal. Der Vollendung aber nähern wir uns, wenn wir nach der Vollendung streben, und es ist dem Dichter nicht nur erlaubt, sondern er hat sogar die Aufgabe, sie zu suchen und den gefundenen Weg seinen Zeitgenossen mitzutheilen und sie zur Betretung desselben zu ermuntern, damit die Menschen eines Tages dahin kommen, die Heiligkeit der Einrichtung nicht mehr zu verkennen, sie nicht mehr für eine Last, sondern für die süßeste Bestimmung des Menschen zu halten. Um aber dereinst zu diesem allerdings höchst wünschenswerthen Zustande zu gelangen, brauchen wir doch sicherlich nicht die bestehende Ordnung umzuwerfen, sondern nur einseitig auszubilden. Aber so wie es ein Recht der Gesellschaft ist, die Einrichtung aufrecht zu erhalten, so ist es auch ein Recht seiner Glieder, zu erforschen und auszusprechen, warum das reinste aller menschlichen Gesetze so viel Opfer fordert, und dadurch zu lehren, wie großer Anstrengungen die Welt noch bedarf, um dieses Gesetzes würdig zu werden. Im Prinzip also sind wir weit entfernt, über Immoralität zu schreiben, und billigen George Sand's reformatorische Bestrebungen. Aber wir glauben, daß sie in der Wirklichkeit die Herrschaft der sogenannten emanzipirten Frau eben so wenig wünscht als wir.

Nun endlich haben die George Sand gemachten Vorwürfe ihren rechten Sinn erhalten. Man hat sie unmoralisch und revolutionair genannt. Unmoralisch aber heißt bei ihr: Feindin der Vorurtheile; revolutionair will sagen: Feindin der bürgerlichen Ungleichheit und Ungerechtigkeiten. Beide Be-

\*) Wir lassen die Verse absichtlich unübersetzt, da wir uns nicht die Geschäftlichkeit zu trauen, solche Brutalität roh genug wiederzugeben.

nennungen zusammen aber bezeichnen eine Seele, welche die Gerechtigkeit inbrünstig liebt und um dieser Liebe willen viel, sehr viel gelitten hat.

### Thiers über den Sekundär-Unterricht und die Philosophie.

Der Bericht, den Herr Thiers im Namen der Kommission an die französische Deputirten-Kammer über den Gesetz-Entwurf hinsichtlich der künftigen Stellung der Universität abgestattet, ist nunmehr in allen Pariser Zeitungen abgedruckt. Wird er dort vielleicht auch weniger gelesen als der der bloßen Lust am Schauderhaften fröhnende, gleichzeitig mit jenem abgedruckte Bericht über den Vergiftungs-Prozess der Madame Lacoste, so hat er doch ein intelligenteres Publikum, nämlich dasjenige für sich, das sich für die Geschichte des Geistes und für den Fortschritt der Zeit interessiert. Der Bericht des Herrn Thiers zeichnet sich durch seine vor allen Dingen praktische Seite aus: er legt die Frage so deutlich dar, daß jede Einsicht darauf einzugehen vermag, und damit hat er sie, wie uns scheint, schon zur Hälfte entschieden. Keinesweges will er das Recht der Familie, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, dem des Staates zum Opfer bringen, wie es dem Geschichtsschreiber der Revolution wohl zugetraut worden. Mit Anerkennung und Berechtigung sprach er allerdings von den großen Ansichten, die darüber der National-Konvent und der Kaiser Napoleon gehabt; aber er meinte, der Geist unserer Zeit würde sich mit diesen Ansichten nicht mehr vertragen. Der Konvent und der Kaiser hätten nur eine Autorität über das Kind anerkannt: nämlich die des Vaters; heutzutage sey man jedoch der Ansicht, das Kind gehöre zwei Autoritäten zugleich an: der des Vaters, welcher in ihm den Fortsetzer der Familie, und der des Staates, welcher in ihm den künftigen Bürger, d. h. den Fortsetzer der Nation, erblickt. Die Beziehungen dieser beiden Autoritäten, ihre verschiedenen Berechtigungen und Einschränkungen waren es, was Herr Thiers auf das klarste auseinandersetzte, indem er darlegte, wie der Staat, ohne die unverletzlichen Rechte der Familie zu beeinträchtigen, doch zum Schutze des Kindes, selbst gegen die väterliche Autorität, wenn sie im Irrthume sich befinde, einzuschreiten befugt sey.

Hiermit hatte er dem Staate das Recht nicht bloß der Beaufsichtigung, sondern auch der Leitung des öffentlichen Unterrichtes vindicirt, von welchem er den Sekundär-Unterricht, der den Menschen während der ganzen Dauer seiner Kindheit beschäftigt und ihn in den ganzen Umfang der menschlichen Kenntnisse einführt, als den wichtigsten bezeichnete. Bei dieser Gelegenheit machte er eine Bemerkung über die banalen Phrasen gegen den Gymnasial-Unterricht, die auch in Deutschland ihre Anwendung finden kann. „Wer hätte nicht sagen hören“, bemerkte er, „man lehre den Kindern Griechisch, Lateinisch und die Geschichte der alten Republiken, eigentlich aber nichts von dem, was sie im Leben brauchen könnten, und so träten sie in dasselbe mit der Kenntniß der Vergangenheit, aber mit Unkenntniß der Gegenwart ein? Solche Ansichten, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich zu verbreiten anfingen, führten während der Revolution eine allgemeine Umwälzung in den Studien herbei. Nur von Mathematik, Physik, Naturgeschichte und neueren Sprachen war damals die Rede. Der erste Konful, als er den öffentlichen Unterricht reorganisirte, zögerte nicht, zu Rollin's Methode zurückzuführen, und trug kein Bedenken, die Jugend wieder mit den alten Republiken Rom's und Athens vertraut zu machen. Dieser große Geist wußte, was er that, und es wäre sehr verkehrt, wenn wir jetzt in Irribümer zurückfallen wollten, über die heutzutage von allen unterrichteten Männern das Urtheil gesprochen ist. Ja, wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, die alte Literatur, die griechische und die lateinische Sprache müssen den Kern des Jugend-Unterrichts bilden. Wollte man diesen Zustand der Dinge ändern, so würde, wir wagen es zu behaupten, der Geist der Nation sehr bald entarten. Die Kindheit ist besonders passend zum Studium der Sprachen, weil in diesem Alter der Geist zu Uebungen des Nachdenkens wenig, dagegen zu Gedächtniß-Uebungen sehr geeignet ist. Die Wörter, welche man in diesem Alter im Kopf ansammelt, bleiben ihm bis zum spätesten Alter eingepägt. Will man also den Geist des Kindes beschäftigen, ohne ihn zu bald zu ermüden, so muß man ihn mit dem Studium der Sprachen nähren, und welche unter allen eignen sich besser hierzu, als die Sprachen der Wissenschaft, und namentlich die, welche man, sobald man erst ins Leben eingetreten, nicht mehr zu lernen Gelegenheit hat? Einmal zum reifen Alter gelangt, umgiebt uns die gegenwärtige Welt, und fordert uns auf allerlei Weise auf, englisch und deutsch zu lernen; die Griechen und Römer aber leben nur noch im Gedächtniß der Menschen und gemahnen uns nicht durch tausend positive Interessen, ihre Sprachen zu lernen. Wer das Alterthum kennt, der würde gewiß über die Vernachlässigung untröstlich seyn, die es ihm unmöglich gemacht hätte, es kennen zu lernen. Ohne die alten Sprachen aber lernt man es nicht kennen, man erhält dann nur ein mattes, unvollkommenes Bild davon; und doch ist das Alterthum, sagen wir es nur dreißt einem auf sich selbst stolzen Jahrhundert, das Schönste, was es auf der Welt giebt. Abgesehen von seiner Schönheit, hat es für die Jugend noch einen Vorzug ohne Gleichen, es ist einfach. So wie aber der Körper des Kindes einfacher Nahrungsmittel bedarf, eben so auch seine Seele. So wie man den Geschmack der Jugend nicht durch zu starke Reizmittel ab stumpfen darf, so darf man auch ihren Geist nicht durch die oft ins Uebertriebene ausartende Schönheit der neueren Literatur zu sehr aufregen. Homer, Sophokles, Virgil müssen im wissenschaftlichen Unterricht den Platz einnehmen, welchen Pythias und Praxiteles im Kunst-Unterricht behaupten. Auch sind es ja nicht bloß Worte, was man den Kindern mit dem Griechischen und Lateinischen lehrt, sondern edle, erhabene Dinge: die Geschichte

der Menschheit unter einfachen, großen, unauslöschlichen Bildern. Und in einem positiven und etwas gewöhnlichen Jahrhundert, wie das unsrige, das, wenn es auf einen Augenblick von den materiellen Interessen sich entfernt, in der Kunst nur falsche und übertriebene Farben sucht, in einem solchen Jahrhundert die Jugend von diesen Quellen des anstößigen, des einfachen Schönen ablenken, hieße das nicht unsere moralische Erniedrigung beschleunigen? Lassen wir die Kindheit beim Alterthum wie in einem ruhigen, friedlichen und gesunden Aspekt, dazu bestimmt, sie frisch und rein zu erhalten. Die Zeit der wirklichen Welt, der positiven Interessen wird immer noch früh genug kommen; beschleunigen wir ihr Herankommen nicht durch die Erziehung?

Eben so wenig wie das Studium der alten Sprachen will Herr Thiers den Unterricht in der Philosophie missen. „Es ward neuerlich“, sagte er, „ein Geschrei gegen die philosophischen Studien erhoben, welches in Erfassung setzen muß, wenn man bedenkt, daß es sich inmitten einer Generation erhebt, die noch vor wenigen Jahren gegen die Regierung entrüstet war, welche die Vorträge der Herren Cousin und Guizot schließen ließ. Wie, sollen wir dazu verurtheilt seyn, stets das alte Schauspiel des Widerspruchs und Wankelmuths zu geben! Im Jahre 1793 wollten wir nur die Freiheit, fast ohne Regierung; im Jahre 1800 nur die Regierung, ohne alle Freiheit; im Jahre 1806 nur den Ruhm; im Jahre 1815 nur die Ruhe; im Jahre 1825 priesen wir die Dienste, welche Voltaire und Rousseau der Gesellschaft geleistet; und jetzt wüßten wir die religiösen Ideen nicht mehr mit dem Studium der Philosophie zu vereinigen! Man bedenke, daß die Welt auf uns sieht, und daß sie nicht geneigt ist, uns nachsichtig zu beurtheilen. Man bedenke, daß sie uns wie Personen behandelt, denen man nichts mehr verzeiht, wäre es auch nur, um sich an ihnen dafür zu rächen, daß sie zu lange hinter einander auf dem Schauplatz gewesen. — Wir wagen es gar nicht, die Frage, ob die jungen Leute in der Philosophie zu unterrichten seyen, ernstlich zu untersuchen. Wir schämen uns fast, eine solche Frage uns zu stellen. Wie, wenn unsere Kinder nun Worte wie folgende hören: Das ist ein skeptischer Geist, oder das ist ein dogmatischer Geist; wenn man vor ihnen von Epikur oder von den Stoikern spricht, von Plato oder Aristoteles, von Descartes oder Spinoza; wenn man sagt, die Einen hätten Gott gelehnet oder erkannt, die Anderen an Allem gezweifelt, selbst an ihrem eigenen Daseyn, — so sollten unsere Kinder dies Alles nur von Hörensagen wissen und nicht durch sich selbst, wenn sie nicht etwa aus Zufall oder Neugier in einer Ruhestunde ein Buch darüber nachschlagen. Das ist unmöglich!“

Das von den Pairs dem Gesetz-Entwurf hinzugefügte Amendement, daß der Staatrath eine entscheidende Stimme darüber haben soll, welchergestalt die Philosophie in das Studien-Programm aufzunehmen sey, ward natürlich von Herrn Thiers bekämpft. Die Staatsverwaltung, sagt er, hat mit der Philosophie nichts zu thun. „Man lasse die Gelehrten in ihrer Zurückgezogenheit mit Hülfe der Zeit zwischen Leibniz, Descartes und Kant ihr Urtheil fällen, aber man mische nur nicht Wissenschaft und Politik zusammen. Mag die Politik, wie ein Ton, der die dichtesten Körper durchdringt, bis zu einem gewissen Grade im Asyl der Wissenschaft wiederhallen, mag sie einen engeren Einfluß darauf ausüben, immerhin, nur sey derselbe so gering als möglich. Denn wollte man das Schicksal der Studien an die Veränderungen der Politik knüpfen, so würde am Ende in dem Programm jedes neuen Ministeriums auch ein Artikel über die Philosophie enthalten seyn müssen. Mit dem einen Ministerium würden wir Locke bekommen, Leibniz mit dem anderen. Hüten wir uns vor solchem eben so widerlichen wie knabenhaften Standal. Die Politik hat des Erbärmlichen genug, man füge nicht auch noch das Lächerliche hinzu.“

Im Widerspruche mit diesen Ansichten scheint zu stehen, was Herr Thiers demnächst über eine sogenannte Staats-Philosophie und über die der Lehrfreiheit aufzuerlegenden Beschränkungen äußert. Er sagte nämlich: „Wir wüßten nur einen scheinbaren Vorwurf, der dem philosophischen Unterricht, so wie er jetzt mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln umgeben ist, gemacht werden könnte; das wäre der, daß die Freiheit des menschlichen Geistes behindert werde, daß demselben, wie man gesagt hat, eine „Staats-Philosophie“ aufgedrungen würde. Und in der That gestattet man den Professoren nicht, beliebige Lehren vorzutragen. Wir fragen jedoch, ob man ungefähr hundert Professoren, worunter einige noch sehr jung, wenn auch sehr gelehrt sind, über ihr ganzes Gebiet sich verbreiten und nach der Berwegenheit ihres Geistes und Alters die unerhörtesten, ja vielleicht unheilvollsten Lehren vortragen lassen möchte, die Einen vielleicht einen mystischen Spiritualismus, die Anderen einen häßlichen Materialismus lehrend und solchergestalt das Schauspiel einer schrecklichen geistigen Anarchie gebend? Dann würden sich Vorwürfe von allen Seiten erheben, und mit Recht; die Ueberwachung aber ist keine Tyrannie. Darum, weil in den Colléges nicht diese oder jene Lehre vorgetragen wird, ist der menschliche Geist noch nicht in Fesseln geschlagen. Wo die Wissenschaft sonst auftritt, außer in den Schulen, ist sie frei; und wenn es Jemanden gefiele, eine selbst unselbige Lehre zu predigen, so stände die Presse ihm offen, die das eigentliche Werkzeug der Wissenschaft ist. Noch mehr; die jungen Leute, welche examinirt werden, um akademische Grade zu erwerben, sind nicht gehalten, sich zu dieser oder jener Doktrin zu bekennen. Wenn man sie examinirt, so fragt man danach, ob sie die wesentlichen Begriffe der Wissenschaft innehaben, aber man hütet sich, von ihnen irgend etwas zu fordern, was auch nur von fern einem Glaubensbekenntnis ähnlich seyn könnte. Man hat sie nach den moralischsten und humansten Grundsätzen unterrichtet, und dann überläßt man sie der Einwirkung der Zeit und ihrem eigenen Geiste.“

Jene Staats-Philosophie, über die man sich beklagt, ist also nichts weiter eine ganz einfache und unvermeidliche Ueberwachung, die zu unterdrücken gefährlich wäre. Und es sey uns erlaubt, unser Erstaunen darüber auszusprechen, daß gerade die Männer, welche am lebhaftesten die Sache des Klerus verteidigen, am lautesten gegen die Staats-Philosophie schreien; denn diese Ueberwachung, die man als Staats-Philosophie bezeichnet, ist nur zu Gunsten der Religion eingeführt, damit die Wissenschaft mit ihr im Einklang bleibe und zu denselben moralischen Schlüssen führe.“

Den ganzen Inhalt seines über drei Stunden dauernden Vortrages resumierend, sagte Hr. Thiers endlich am Schluß: „Wir wollen unseren Zweck nicht verhehlen; wir wollen Schutz für die Religion und ihre Diener; wir wünschen, wie jeder Aufgeklärte es wünschen muß, den Sieg der Religion über die Gemüther, aber wir wollen dem Klerus nicht den öffentlichen Unterricht preisgeben. Mögen die Geistlichen als Individuen daran Theil nehmen, nichts besser als dies: das gegenwärtige Gesetz soll ihnen diese Freiheit sichern; aber als Corporation können wir sie nicht zulassen. Wir wollen, daß die Lehrer der Jugend unseres Gleichen seyen, durchdrungen, so wie wir, vom Geiste der Revolution, fähig, Bürger voll Hingebung fürs Vaterland, voll Anhänglichkeit an die Institutionen ihres Landes, zu bilden. Die Kirche ist eine hohe, eine erhabene Gewalt; man kann ihr aber nicht gestatten, das gute Recht für sich allein zu haben. Sie hat zum Heil der Welt über die Verfolgungen triumphirt, denen sie ausgesetzt war; über die ehrerbietige, aber unbefugte Vernunft wird sie nicht triumphiren.“

### Mannigfaltiges.

— Alexander von Humboldt's Cosmus. Ueber dieses mit Begierde erwartete Werk des großen Naturforschers findet sich in einer ausländischen Zeitschrift — in der Foreign Quarterly Review — folgende Notiz: „Cosmus, diese neueste Arbeit aus Humboldt's Feder, wird in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen und ist, wie wir mit Grund versichern können, ziemlich weit vorgerückt. Es ist nicht wie die meisten anderen Werke des berühmten Schriftstellers französisch, sondern deutsch geschrieben, wird jedoch, wie wir vernehmen, fast gleichzeitig in einer französischen, einer englischen und einer italienischen Uebersetzung herauskommen. Es wird dasselbe einen rein wissenschaftlichen Charakter haben. „Die Welt wird sich vielleicht darüber wundern“, sagte Humboldt ganz vor kurzem, „daß ich in meinem vorgerückten Alter ein Werk von solchem Umfang, wie eine physikalische Erdbeschreibung, unternehme.““ Es ist uns auch mitgetheilt worden, daß eine englische Uebersetzung von Humboldt's „Ansichten der Natur“\*) von sehr geübter Uebersetzer-Hand (Mrs. Austin?) unter der Feder sey.“

— Jauriel. Die französische Literatur und die Wissenschaft haben durch das am 13ten d. M. erfolgte Ableben des Herrn J. Jauriel einen neuen empfindlichen Verlust erlitten. Der Geschichtschreiber des südlichen Gallien (Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans Germains) und der Sammler und Uebersetzer der „Hergriechischen Volkslieder“ hat sich durch diese Arbeiten ein schönes Denkmal gesetzt. Seine auf fleißige Studien und umfangreiches Wissen sich stützende Kritik hätte der französischen Wissenschaft noch viele treffliche Dienste leisten können, denn unsere Nachbarn haben eben keinen Ueberfluß an solchen in der Stille fortarbeitenden gründlichen Gelehrten. Jauriel war Adjunkt der königlichen Bibliothek in Paris und Professor der neueren Literaturgeschichte. Er war im Jahre 1790 geboren und hat daher nur ein Alter von 34 Jahren erreicht.

— Kremer's Briefe aus Krakau. Diese in polnischer Sprache erschienenen Briefe, die ein vollständiges System der Aesthetik enthalten sollen, bilden nach dem Urtheil der polnischen Kritiker eine neue Epoche für die schönen Wissenschaften in Polen und sollen in kritischer Hinsicht höchstens noch in zwei anderen Literaturen Europa's ihres Gleichen haben. Wir wissen jedoch, wie geneigt man ist, seine Leistungen zu überschätzen, wenn man, wie jede beschränkte Literatur, dem Guten nicht viel Gleiches an die Seite zu stellen hat.

— Die afrikanische Guano-Insel Itshaboe. Die Insel, wo man das Guano sammelt, liegt an der südwestlichen Küste Afrika's, kaum dreiviertel Meilen vom Ufer. Sie besteht aus einem nackten Felsen von etwa einer Viertelmeile im Umfang und hat weder Erdreich noch die geringste Spur der Vegetation, ist aber zwanzig Fuß hoch mit Guano bedeckt. Die Vögel auf der Insel gehören zum Pinguin-Geschlecht und können nur eine kurze Strecke fliegen, da sie statt der Flügel mit einer Art Flossfeder versehen sind. Wie man glaubt, war der Capitain des Schiffes, welches das Guano nach England brachte, das erste menschliche Wesen, das die Insel betreten hat, da man sich ihr, wegen der starken Brandung, nur mit Mühe nähern kann. Als er landete, vermochte er kaum einen Schritt zu thun, ohne auf die Vögel zu treten, welche durchaus keine Scheu vor ihm zu haben schienen, sondern ihm, da er barfuß war, mit dem Schnabel in die Füße pickten, und als er seine Kinte abschob, flatterten sie nur um ihn her, indem sie ein Geschrei ausstießen. Regen ist dort unbekannt, und frisches Wasser ist mehrere hundert (engl.) Meilen längs der Küste nicht anzutreffen.

\*) Tübingen 1808.